

Wie viel Gemeinschaft braucht der Mensch?

Tagung: Frühstück zu dritt? – Gemeinschaftliches Wohnen im Alter – Vision und Wirklichkeit

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Professionelle, liebe Vertreterinnen des Ministeriums, liebe Kolleginnen und Kollegen der Akademie 2. Lebenshälfte

Ein solcher Titel weckt Erwartungen hinsichtlich verbindlicher Wahrheiten; insofern ein warnender Hinweis vorab: Hören Sie zu und machen Sie sich Ihr eigenes Bild, zu den Meinungen, Fakten und Fragen, die ich aufwerfen werde. Wir Hochschullehrer, gerne angefragt als vermeintliche Experten, widersprechen uns in den Auffassungen häufig und wie so oft gilt, zwei Experten, drei Meinungen – Sie sind also letztlich selbst gefragt. Nichts desto trotz trage ich gerne einige Gedanken vor, denn es ist ein Thema, was mich selbst von Berufs wegen und persönlich bewegt. Vermutlich hätte ich zu verschiedenen Zeiten meines Lebens sehr unterschiedliche Antworten gegeben.

In einer postmodernen oder vielleicht sollte ich nach den Globalisierungs- und Bankencrashes der letzten Jahre eher sagen einer spätkapitalistischen Gesellschaft gilt in der Regel das Credo des selbst bestimmten Lebens. Und für viele heißt das, nachdem die Kinder groß sind, das aktive Arbeitsleben zu Ende gegangen ist, mehr tun und lassen zu können, was man möchte, nicht mehr soviel Rücksicht nehmen zu müssen. So wird das selbst bestimmte Leben gleichgesetzt mit Würde und Glück. Ob dieses gemeinsam in einer Ehe oder Partnerschaft, alleine oder in freiwilligen Gemeinschaften mit ihren eigenen Regeln, Ordnungen, manchmal auch Zwängen geschieht, sei damit zunächst offen gelassen. Aber ist Selbstbestimmung wirklich alles?

Altern und Altsein geht trotz vielfältiger Bemühungen in den letzten Jahren seitens der Senioren selbst, der gesellschaftlichen Akteure und der Wirtschaft, ein positives und aktives Altersbild zu suggerieren, doch auch mit Verlusten, Einschränkungen und Beschränkungen einher. Sie sind körperlicher, psychischer oder auch finanzieller Art. Und sicher kreisen von jedem die Gedanken irgendwann – vielleicht zunächst heimlich – um die Frage: Werde ich zu denen gehören, die aktiv und gesund bis zum letzten Atemzug immer machen können, was sie wollen? Was will ich überhaupt? Und was wird, wenn ich nicht mehr so

kann? Was wird, wenn mein Ehemann, meine Partnerin vor mir verstirbt, wenn gar die Kinder vor mir versterben, weil ich zu denen gehöre, die sehr betagt werden? Werden Kinder und Enkelkinder es mit mir aushalten, will ich überhaupt bei ihnen dauerhaft sein?

Das Heer der Singles – ob mit oder ohne Lebensabschnittsgefährte – wird sich wahrscheinlich sogar früher fragen: Wie will ich leben in dieser letzten Jahreszeit des Lebens?

Wir werden als singuläre Personen – wenn es gut läuft – in einen familiären Zusammenhang geboren und sind abhängig davon, dass diese Gemeinschaft uns nährt, schützt, versorgt, begleitet, Freiheit angedeihen lässt, um gute und welterobernde Erfahrungen zu machen. Zugleich sind wir abhängig davon, dass diese familiäre Gemeinschaft als sichernde Basis zur Verfügung steht. Darüber hinaus kommen wir als Einzelwesen in weitere Gemeinschaften, teils freiwillig, teils verordnet: sei es der Kindergarten, die Schule, der Hort, die Religionsgemeinschaft, die peer-group, die Musikschule, die Pfadfinder, die Sportgruppe u. a.

Als jemand, der vor 5 Jahren aus dem Westen zugezogen ist, ging mir auch die Frage durch den Kopf, welche unterschiedlichen Gemeinschaftserfahrungen die Menschen prägen, die in beiden Teilen Deutschlands gelebt haben und was das für die Wohn- und Lebensvisionen im Alter bedeutet. Ein spannender Aspekt, aber die Zeit ist zu begrenzt, als dass ich das hier weiter ausbreiten kann.

Ein Sprung: Die Neurobiologie hat in den letzten 15 Jahren viele Erkenntnisse über das Funktionieren unseres Gehirns und damit über das Lernen und Erfahrungen machen, zusammen getragen. Gerald Hüther, einer ihrer deutschen Protagonisten, der sich in die Debatte über Lernkultur in diesem Lande vehement einmischt, sagt folgendes:

„Das menschliche Gehirn ist ein soziales Organ. Es entwickelt sich über Beziehungserfahrung. Wir Menschen können nicht allein leben. Und doch wird heute mehr denn je die Illusion geweckt, als käme einer ohne den anderen aus.“ (Hüther; Stern 45/2009, S. 64) „Wer nicht dazu gehören darf, spürt einen ähnlichen Schmerz wie jemand, der geprügelt wird.“ (Autoren des Artikels, ebd.) – dieser letzte Aspekt ist auch so gemeint, dass im Gehirn bei Ausgrenzung die gleichen neuronalen Muster aktiviert werden, also nicht nur die subjektive Gefühlsebene uns Ähnliches innerlich mitteilt.

„Mmh“ werden Sie vielleicht sagen, das ist ja schön, dass die Neurobiologen nun sagen können, was wir über den Menschen schon immer gedacht haben: Wir sind

Individuen und soziale Wesen. Wir bedürfen als Kinder des anderen, der unsere Bedürfnisse erkennt, befriedigt, seine zeitweise hintenan stellt und durch sein Tun dem Individuationsprozeß und dem Sozialen bei unserem „Großwerden“ Rechnung trägt. Und ob dieser Erziehungsprozeß gelingt, eine Balance zwischen Bindung und Individuation erreicht wird – der Fähigkeit mit anderen Menschen zurecht zu kommen, in Gemeinschaft im weitesten Sinne leben, sich einordnen zu können und trotzdem innere und äußere Autonomie uns eigen ist, ob wir als gestärkte Individuen unseren Freiheitsdrang leben und zähmen können, Mitläufertum zugunsten von sozialer Gerechtigkeit und Menschlichkeit hintenan stellen, das hängt von vielen Variablen ab und endgültige Antworten sind dazu nur sehr bedingt zu haben.

Um diese Frage „wie viel Gemeinschaft braucht der Mensch“ hinreichend zu beantworten, müsste man sich auch den großen Ideologien des 20. Jahrhunderts zuwenden: die Volksgemeinschaft und die vermeintlich klassenlose Gesellschaft – der Missbrauch durch Menschen, die dem Nationalsozialismus nachliefen, aber auch die totalitären linken Systeme wären zu betrachten. In beiden Richtungen wurde die Gemeinschaft genutzt, benutzt, auch missbraucht.

Psychologie und Soziologie, Anthropologie, Theologie und Philosophie sind die Wissenschaften, die Beiträge zu unserem Thema zur Verfügung stellen.

Richard Sennett, der US-amerikanische Soziologe hat in seinem Buch „Der flexible Mensch“ zum Verständnis von Vereinzelung, Orientierungslosigkeit, der Ohnmacht moderner Individuen beigetragen. Durch die auf Flexibilität ausgerichtete Arbeitswelt zerfallt oft die persönliche Erfahrung stabiler Beziehungen. Wenn der Mensch keine Gewissheiten mehr habe, keine langjährigen Freundschaften und Verbindungen, entstehe die „Drift“ des ziellosen und gleichgültigen Dahintreibens. Sennett hofft auf eine Stärkung der Gemeinschaft gegen diesen Sog; er sieht in der Wiederentdeckung lokaler, sozialer und kultureller Gemeinschaften für den wirtschaftlichen Erfolg – weil sich eben nicht kulturell und sozial gewachsene Gemeinschaften und Identitäten beliebig austauschen und mischen lassen – einen hoffnungsvollen Ansatz für eine gesunde Verknüpfung von Effizienzdenken und Gemeinschaftsideal.

Amitai Etzioni – ein wichtiger Vertreter der Kommunitaristen, einer Kulturphilosophie, die sich kritisch mit dem Kapitalismus und dem Liberalismus auseinandersetzt – hält mehr Gemeinschaft und weniger Gesellschaft für notwendig. Zwar seien viele Menschen damit beschäftigt, sich von den Zwängen beengender Gemeinschaften zu befreien, aber viele von ihnen merkten nicht, dass die Mehrzahl der individuellen und gesellschaftlichen Lebensprobleme eher von einem zu wenig denn einem zuviel an Gemeinschaft ausgehe. Insofern spricht er

sich für einen Aufbruch zu mehr gemeinschaftlichen Werten, Gemeinschaftsgeist und Wir-Gefühl aus.

Aber Gemeinschaften vermitteln nicht nur Geborgenheit, sind kein Allheilmittel, sie verfolgen Interessen. Sie können die alltägliche Lebensführung betreffen, übergeordneten Zielen und Zwecken dienen, religiöser Natur sein. Sie sind nicht immer ein Hort von freier Entscheidung und persönlich individueller Entwicklung. Sie geben Halt, aber verlangen auch Anpassung und Treue und so kann das menschliche Thema der Individualität und Sozialität in unendlichen positiven und negativen Varianten durchdekliniert werden.

Zurück zum Anfang: Wie viel Gemeinschaft braucht der Mensch ab dem 60., 70., 80. oder 90. Lebensjahr? Gibt es eine allgemeingültige Antwort – ist diese anders als während unseres jüngeren Lebens, unseres Arbeitslebens? Wird sie anders sein, wenn der Partner verstirbt? Halten wir es mit uns alleine aus, ohne dass wir depressiv werden und ein Professioneller der Gerontopsychiatrie uns retten will oder muß? Muß man differenzieren zwischen Alleinsein und Einsamkeit, freiwilligem oder unfreiwilligem Alleinesein, Einsamkeit? Ist das Wort Einsamkeit allein schon tendentiös, so dass Angehörige, Freunde, Heerscharen von sozialen Helfern aufbrechen müssen, um uns diese Einsamkeit „wegzumachen“? Gehört Einsamkeit zur menschlichen Spezies oder nur ein punktuell Alleinesein?

Vielleicht möchten Sie diese Fragen für sich alleine beantworten. Vielleicht lohnt es mit Freunden, der Familie, dem Pfarrer, den Gemeindemitgliedern, dem Partei- oder Gewerkschaftskollegen, den Arbeitskollegen, den anderen Ehrenamtskollegen diese menschlichen Fragen einmal zu beleuchten. Ein Schelm, wer darin gesellschaftliche Tabus vermutet.

Als ich neulich an einer Sendung im Deutschlandfunk zum Thema „Einsamkeit im Alter – wirklich unausweichlich?“ teilnehmen durfte, behauptete tatsächlich ein Medienwissenschaftler und Sozialpädagoge, der zur Einsamkeit im Alter geforscht hatte, es sei Skandal, dass der Staat nichts für die einsamen Alten tue.

Ich sehe das ganz anders: Wir sind als Gesellschaft und Individuen in dieser Gesellschaft verantwortlich, wie wir miteinander leben. Der Staat kann nicht alle menschlichen Probleme lösen. Wir haben Vieles an ihn abgetreten und leben als Jüngere, Gesunde, finanziell einigermaßen Gestellte weiter fröhlich individualistisch vor uns hin. Der Staat wird immer dann bemüht, wenn es Probleme gibt.

Wir könnten aber auch mehrheitlich unsere Lebenseinstellung ändern und uns wieder deutlicher als soziale Wesen begegnen, die mehr bereit sind, aufeinander zu achten und für einander Dinge zu tun. Wir können auch diesen unseren Staat dazu bringen, Initiativen von Menschen zu stützen und sinnvolle Rahmenbedingungen für gemeinschaftliches und autonomes Leben zu schaffen, die bürokratische Hindernisläufe minimieren. Das Gutachten zum demografischen Wandel im Land Brandenburg vom Berlin Institut hat hier klare Worte gesprochen, die nicht vergessen werden sollten.

Und dieser Staat könnte z.B. eines tun, was diesen selbst entwickelten und gewählten Formen gemeinschaftlichen und die Individualität berücksichtigenden Lebensformen sehr entgegen käme und das hieße, keine weiteren Pflegeheime zuzulassen oder Gesetze zu schaffen, die das begrenzen. Stattdessen sollte er den Bürgern aufgeben, Lebens- und Versorgungsformen zusammen mit ambulanten Diensten in den Gemeinden und Sozialräumen zu entwickeln. Wo Betten und Pflegeheime sind, werden sie gefüllt und davon gibt es in Brandenburg reichlich. Die Gelder, die für Heimplätze zur Ergänzung von Rente, eigenem Kapital und Pflegeversicherung, aus dem steuerlichen Budget der Allgemeinheit ausgegeben werden, könnten stattdessen viele Alternativen möglich machen und beflügeln.

Indem wir das Leben in seiner Fülle und Gänze zurück in die Gemeinden holen, uns beteiligen daran, die Alten mit uns, unter uns leben zu lassen, werden wir alle gewinnen. Die Abspaltung der letzten Lebensphasen in Institutionen haben uns aus meiner Sicht ärmer und sozial ellebogener werden lassen. Wenn wir, ob gemeinschaftlich oder individuell wohnend, aber sozial mehr integriert, mehr wahrgenommen leben, öfter anschellend beim Nachbarn „Was brauchen Sie, was kann ich für Sie tun, für Sie mitbringen; können Sie 'mal auf meinen Kleinen heute 2 Stunden aufpassen; können Sie das Paket für mich annehmen?“, könnte es sein, dass das gesellschaftliche Klima nach und nach sich durchaus verbessert.

Es würde die Rückdrängung langer eingeübter Verhaltensweisen bedeuten: Wir mischen uns nicht ein, denn wir möchten frei sein und tun und lassen können, was wir wollen, keinem Rechenschaft schuldig sein und wir lassen auch alles um uns herum weitgehend in Ruhe.

Ich möchte die Eingangsfrage: Wie viel Gemeinschaft braucht der Mensch anders stellen: Kann mit vielen hochindividualistischen Lebenserfahrungen und Überzeugungen ein gemeinschaftliches Leben im Alterungsprozeß gelingen und was könnte dabei wichtig sein?

Ich nehme mir diese Freiheit der Änderung, denn dass der Mensch Gemeinschaft braucht und sei es in der kleinsten Einheit der dialogischen Situation oder der körperlichen Pflegesituation eines gebrechlichen Menschen, ist unstrittig. Wir alle brauchen darüber hinaus – auch wenn wir uns selbst noch helfen können – ein gutes Wort, eine Ansprache und wir brauchen auch, dass wir etwas geben können. Man ist selbst durchaus der Beschenkte, wenn man gibt und nicht nur der Empfänger.

Also nun die vorletzten Weisheiten einer Anfang 50-jährigen – die letzten kommen – wie am Anfang gesagt – von Ihnen selbst:

1. In der Regel dürften die meisten von uns für Wohngemeinschaften unserer 20er Lebensjahre 30 bis 50 Jahre später ungeeignet sein. Stellen Sie sich vor, Sie kämpfen wieder dagegen, dass Ihr Superbrot vom Biobäcker von Ihrem verfressenen, nicht einkaufenden Zimmernachbarn ohne Ersatz aufgeessen wird; dass sie wie damals wegen grober Dreckspatzenhaftigkeit der Mitbewohner die Bremsspuren in der Toilette beseitigen und die Haare aus dem Abfluß entfernen; die Nebenkostenabrechnung und das Haushaltsgeld nicht fair aufteilbar ist ... – weitere Beispiele werden Ihnen sicher einfallen.
2. Haben Sie keine überbordenden Erwartungen an gemeinschaftliches Wohnen und Leben. Erwarten Sie nicht das Lebensglück durch die neuen Wohnkollegen, die alle etwas eigenbrötlerische „Alte“ oder stürmische Junge sind, mit denen sie eh nicht mehr mithalten können. Nehmen Sie es, wie's es kommt, freuen Sie sich über das, was geht und was nicht geht, machen Sie ggfls. alleine oder mit anderen Bekannten.
3. Berücksichtigen Sie, dass auch Sie Ecken und Kanten über Ihr Leben hinweg entwickelt haben, die Sie nicht unbedingt bemerken und wissen, die man Ihnen häufig aus Höflichkeit nicht so direkt sagt.
4. Seien Sie nicht so sicher, dass das, was Sie falsch oder richtig finden, für den Rest Ihrer Umgebung gelten muß.
5. Und was das viel bejubelte Mehrgenerationen-Wohnen anbetrifft: Denken und spüren Sie genau nach, ob es für Sie das Richtige ist. Vielleicht passt es, vielleicht ist es Ihnen zu anstrengend und es wäre besser ein Wohnprojekt zu suchen: 50 plus – die können auch nett sein. Das Wichtigste ist vielleicht in dieser Lebensphase, ehrlich mit sich zu sein, was wirklich stimmig ist. Man hat einfach nicht mehr soviel Zeit, um diese mit Versuchen zu verbringen, die gar nicht zu einem passen, weil man sich eine Toleranz einredet, die so nicht da ist.

6. Leben Sie schon frühzeitig so, dass man zumindest manchmal gerne mit Ihnen zusammen ist. Wir alle haben Krisen hinter uns, in denen wir für unsere Umwelt schwer zu tragen waren. Aber wenn's wieder besser ist, sollten wir das auf die Dauer nicht vergessen, die Szenen um uns herum zurückgelehnt betrachten und uns fragen, was wir 'mal für andere tun können, wem wir vielleicht ohne Berechnung auf Gegenleistung eine Freude machen können.
7. Schwierige Kindheiten und Beziehungserfahrungen entschuldigen nicht alles. Noch glaube ich an den eigenen Willen und die Fähigkeit, sich einigermaßen selbst zu regulieren nachdem Therapien, Selbsthilfegruppen, Eheberatungen, endlose Gespräche mit Freunden bei gutem Wein oder ohne u.ä. hinter uns liegen. Dafür bedarf es eines offenen Ohres, was uns so die anderen manchmal über uns zu sagen haben. Nicht alles stimmt, nicht alles ist berechtigt, aber ein bisschen Wahrheit ist schon manchmal dran. Lassen Sie es in einer stillen Minute zu sich durchdringen, ohne sich zu rechtfertigen. Ich habe letztlich am meisten über mich oder für das Leben gelernt, wenn mir die Dinge nicht geschmeckt haben. Die eigene Vergangenheit ist zu respektieren, aber auch auf Abstand zu halten.
8. Vergessen Sie nicht, das letzte Hemd hat keine Taschen. Als ich vor kurzem eine Chorkollegin im Hospiz besuchte, sie vom Krebs ausgemergelt in ihrem dünnen Hemdchen liegen sah, bin ich nachdenklich gegangen und fragte mich, was veranstalten wir mit unseren Egotrips und Rechthabereien in diesem Leben, in diesem relativ reichen Land eigentlich immer wieder? Nun, wir sind aus verschiedenen Gründen so ausgestattet und für manches ist es gut, aber es gilt: Am Anfang des Lebens müssen wir getragen, am Ende ertragen werden. Darin einzuwilligen, ist wohl die Kunst des Lebens und in diesem Sinne brauchen wir beides: Individualität und Gemeinschaft, das Ich und das Soziale und wenn wir Manches von diesen vorletzten Weisheiten berücksichtigen, müssten viele unterschiedliche Wohnprojekte, die gemeinschaftliches Leben und Erleben mit in den Blick nehmen, gelingen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.